

Name:	
Klasse/Jahrgang:	



Standardisierte kompetenzorientierte schriftliche
Reifeprüfung/ Reife- und Diplomprüfung

11. Jänner 2017

Deutsch



Hinweise zur Aufgabenbearbeitung

Sehr geehrte Kandidatin! Sehr geehrter Kandidat!

Ihnen werden im Rahmen dieser Klausur insgesamt drei Themenpakete mit je zwei Aufgaben vorgelegt. Wählen Sie eines der drei Themenpakete und bearbeiten Sie beide Aufgaben zum gewählten Thema.

Themenpakete	Aufgaben (geforderte Wortanzahl)	Textbeilagen
1. Liebe	Textinterpretation (540 bis 660 Wörter)	1 Erzählung
	Zusammenfassung (270 bis 330 Wörter)	1 Interview
2. Leistungsgesellschaft	Textanalyse (405 bis 495 Wörter)	1 Essay
	Meinungsrede (405 bis 495 Wörter)	1 Interview
3. Erinnern	Empfehlung (540 bis 660 Wörter)	1 Zeitschriftenartikel
	Zusammenfassung (270 bis 330 Wörter)	1 Interview

Ihnen stehen dafür 300 Minuten an Arbeitszeit zur Verfügung.

Die Aufgaben sind unabhängig voneinander bearbeitbar.

Verwenden Sie einen nicht radierbaren, blau oder schwarz schreibenden Stift.

Verwenden Sie ausschließlich die Ihnen zur Verfügung gestellten Blätter. In die Beurteilung wird alles einbezogen, was auf den Blättern steht und nicht durchgestrichen ist. Streichen Sie Notizen auf den Blättern durch.

Schreiben Sie auf jedes Blatt Ihren Namen und die fortlaufende Seitenzahl. Geben Sie die Nummer des gewählten Themenpaketes und den jeweiligen Aufgabentitel an.

Falls Sie mit dem Computer arbeiten, richten Sie vor Beginn eine Kopfzeile ein, in der Ihr Name und die Seitenzahl stehen.

Als Hilfsmittel dürfen Sie gedruckte und, falls Sie mit dem Computer arbeiten, elektronische Wörterbücher verwenden. Die Verwendung von (gedruckten und online verfügbaren) Enzyklopädien oder elektronischen Informationsquellen ist nicht erlaubt.

Abzugeben sind das Aufgabenheft und alle von Ihnen verwendeten Blätter.

Ihre Arbeit wird nach folgenden Kriterien beurteilt:

- Inhalt
- Textstruktur
- Stil und Ausdruck
- normative Sprachrichtigkeit

Viel Erfolg!

Thema 1: Liebe

Aufgabe 1

Johann Peter Hebel: *Unverhofftes Wiedersehen*

Verfassen Sie eine Textinterpretation.

Lesen Sie die Erzählung *Unverhofftes Wiedersehen* (1811) von Johann Peter Hebel (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun die **Textinterpretation** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Geben Sie die Handlung der Erzählung wieder.
- Untersuchen Sie den Aufbau der Erzählung. Berücksichtigen Sie dabei den erzähltechnischen Umgang mit Zeit (Verhältnis von Erzählzeit und erzählter Zeit sowie Vorausdeutungen und Rückgriffe).
- Analysieren Sie Wortwahl, Satzbau und rhetorische Mittel.
- Deuten Sie die Erzählung. Gehen Sie dabei auf das Symbol des Halstuchs ein.

Schreiben Sie zwischen 540 und 660 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Aufgabe 1 / Textbeilage 1

Hinweis: Die Rechtschreibung des Originaltextes wurde beibehalten.

Johann Peter Hebel: *Unverhofftes Wiedersehen* (1811)

In Falun in Schweden küßte vor guten fünfzig Jahren und mehr ein junger Bergmann seine junge hübsche Braut und sagte zu ihr: „Auf Sankt Luciä wird unsere Liebe von des Priesters Hand gesegnet. Dann sind wir Mann und Weib, und bauen uns ein eigenes Nestlein.“ – „Und Friede und Liebe soll darin wohnen“, sagte die schöne Braut mit holdem Lächeln, „denn du bist mein einziges und alles, und ohne dich möchte ich lieber im Grab sein, als an einem andern Ort.“ Als sie aber vor St. Luciä der Pfarrer zum zweitenmal in der Kirche ausgerufen hatte: „*So nun jemand Hindernis wüßte anzuzeigen, warum diese Personen nicht möchten ehelich zusammenkommen*“ – da meldete sich der *Tod*. Denn als der Jüngling den andern Morgen in seiner schwarzen Bergmanns Kleidung an ihrem Haus vorbeiging, der Bergmann hat sein Totenkleid immer an, da klopfte er zwar noch einmal an ihrem Fenster, und sagte ihr guten Morgen, aber keinen guten Abend mehr. Er kam nimmer aus dem Bergwerk zurück, und sie saumte vergeblich selbigen Morgen ein schwarzes Halstuch mit rotem Rand für ihn zum Hochzeittag, sondern als er nimmer kam, legte sie es weg, und weinte um ihn und vergaß ihn nie. Unterdessen wurde die Stadt Lissabon in Portugal durch ein Erdbeben zerstört, und der Siebenjährige Krieg ging vorüber, und Kaiser Franz der Erste starb, und der Jesuitenorden wurde aufgehoben und Polen geteilt, und die Kaiserin Maria Theresia starb, und der Struensee wurde hingerichtet, Amerika wurde frei, und die vereinigte französische und spanische Macht konnte Gibraltar nicht erobern. Die Türken schlossen den General Stein in der Veteraner Höhle in Ungarn ein, und der Kaiser Joseph starb auch. Der König Gustav von Schweden eroberte russisch Finnland, und die Französische Revolution und der lange Krieg fing an, und der Kaiser Leopold der Zweite ging auch ins Grab. Napoleon eroberte Preußen, und die Engländer bombardierten Kopenhagen, und die Ackerleute säeten und schnitten. Der Müller mahlte, und die Schmiede hämmerten, und die Bergleute gruben nach den Metalladern in ihrer unterirdischen Werkstatt. Als aber die Bergleute in Falun im Jahr 1809 etwas vor oder nach Johannis zwischen zwei Schachten eine Öffnung durchgraben wollten, gute dreihundert Ehlen tief unter dem Boden gruben sie aus dem Schutt und Vitriolwasser den Leichnam eines Jünglings heraus, der ganz mit Eisenvitriol durchdrungen, sonst aber unverwest und unverändert war; also daß man seine Gesichtszüge und sein Alter noch völlig erkennen konnte, als wenn er erst vor einer Stunde gestorben, oder ein wenig eingeschlafen wäre, an der Arbeit. Als man ihn aber zu Tag ausgefördert hatte, Vater und Mutter, Gefreunde und Bekannte waren schon lange tot, kein Mensch wollte den schlafenden Jüngling kennen oder etwas von seinem Unglück wissen, bis die ehemalige Verlobte des Bergmanns kam, der eines Tages auf die Schicht gegangen war und nimmer zurückkehrte. Grau und zusammengeschrumpft kam sie an einer Krücke an

den Platz und erkannte ihren Bräutigam; und mehr mit freudigem Entzücken als mit Schmerz sank sie auf die geliebte Leiche nieder, und erst als sie sich von einer langen heftigen Bewegung des Gemüts erholt hatte: „Es ist mein Verlobter“, sagte sie endlich, „um den ich fünfzig Jahre lang getrauert hatte, und den mich Gott noch einmal sehen läßt vor meinem Ende. Acht Tage vor der Hochzeit ist er unter die Erde gegangen und nimmer heraufgekommen.“ Da wurden die Gemüter aller Umstehenden von Wehmut und Tränen ergriffen, als sie sahen die ehemalige Braut jetzt in der Gestalt des hingewelkten kraftlosen Alters und den Bräutigam noch in seiner jugendlichen Schöne, und wie in ihrer Brust nach 50 Jahren die Flamme der jugendlichen Liebe noch einmal erwachte; aber er öffnete den Mund nimmer zum Lächeln oder die Augen zum Wiedererkennen; und wie sie ihn endlich von den Bergleuten in ihr Stüblein tragen ließ, als die einzige, die ihm angehöre, und ein Recht an ihn habe, bis sein Grab gerüstet sei auf dem Kirchhof. Den andern Tag, als das Grab gerüstet war auf dem Kirchhof und ihn die Bergleute holten, schloß sie ein Kästlein auf, legte sie ihm das schwarzseidene Halstuch mit roten Streifen um, und begleitete ihn alsdann in ihrem Sonntagsgewand, als wenn es ihr Hochzeittag und nicht der Tag seiner Beerdigung wäre. Denn als man ihn auf dem Kirchhof ins Grab legte, sagte sie: „Schlafe nun wohl, noch einen Tag oder zehen im kühlen Hochzeitbett, und laß dir die Zeit nicht lange werden. Ich habe nur noch wenig zu tun, und komme bald, und bald wird's wieder Tag. – Was die Erde einmal wiedergegeben hat, wird sie zum zweitenmal auch nicht behalten“, sagte sie, als sie fortging, und noch einmal umschaute.

Quelle: Hebel, Johann Peter (1999). Unverhofftes Wiedersehen. In Theiß, Winfried (Hrsg.). Johann Peter Hebel. Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes. Kritische Gesamtausgabe mit den Kalender-Holzschnitten. Stuttgart: Reclam. S. 283–286.

Hinweis: Die Infobox befindet sich auf der nächsten Seite.

INFOBOX

Johann Peter Hebel (1760–1826): deutscher Schriftsteller

Die Erzählung *Unverhofftes Wiedersehen* von Johann Peter Hebel erschien 1811 als Kalendergeschichte im *Rheinländischen Hausfreund* und wurde im gleichen Jahr auch in der Sammlung *Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes* veröffentlicht.

Die Erzählung beruht auf einer wahren Begebenheit, die zur damaligen Zeit allgemein bekannt war. Hebels Vorlage ist ein Bericht über das Ereignis, der 1809 in der Zeitschrift *Jason* erschienen war. Hebel kam der im Anschluss an den Bericht formulierten Aufforderung zur dichterischen Bearbeitung des Stoffes nach.

Sankt Luciä: Gedenktag der heiligen Lucia: 13. Dezember, damals Wintersonnenwende (kürzester Tag des Jahres)

Ausruf des Pfarrers: Zur damaligen Zeit musste der Pfarrer in der Kirche der Heimatgemeinde des Brautpaares dreimal (im Abstand von acht Tagen) vor dem Hochzeitstermin diesen Ausruf machen, um etwaige Ehehindernisse (z. B.: Blutsverwandtschaft, bereits bestehende Ehe) ausschließen zu können.

In der Mitte des Textes werden eine Reihe historischer Ereignisse angeführt, die von der weitgehenden Zerstörung Lissabons infolge eines Erdbebens im Jahr 1755 bis zur Beschießung Kopenhagens im Jahr 1807 durch britische Soldaten reichen.

saumen: säumen

Struensee: Johann Friedrich Struensee regierte Dänemark, bevor er 1772 gestürzt und hingerichtet wurde.

Johannis: Fest der Geburt Johannes des Täufers am 24. Juni, damals Sommersonnenwende (längster Tag des Jahres)

Ehlen: Ellen, altes Längenmaß (1 Elle sind 50 bis 80 cm); 300 Ehlen sind ca. 150 bis 240 m

Vitriol (veraltet): kristallwasserhaltige Sulfate, die konservierende Wirkung besitzen

Gefreunde: Freunde

zehen: zehn

Thema 1: Liebe

Aufgabe 2

Naturwissenschaftliche Erklärungen des Phänomens Liebe

Verfassen Sie eine Zusammenfassung.

Situation: Im Rahmen Ihres Unterrichts findet ein fächerübergreifendes Projekt zum Thema *Liebe* statt, in dessen Mittelpunkt die Darstellung dieses Phänomens in unterschiedlichen Texten und Medien steht. Sie fassen die Aussagen einer Wissenschaftlerin zum Thema *Liebe* für Ihre Mitschüler/innen zusammen.

Lesen Sie das Interview *Liebe ist mächtiger als der Sexualtrieb* mit Helen Fisher aus der Online-Ausgabe des Nachrichtenmagazins *profil* vom 9. April 2013 (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun die **Zusammenfassung** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Geben Sie Fishers naturwissenschaftliche Beschreibung von Verliebtheit bzw. Liebe wieder.
- Beschreiben Sie, worin die Wissenschaftlerin den Unterschied in der Hirnchemie zwischen Frischverliebten und Menschen, die seit langer Zeit in einer Beziehung leben, sieht.
- Erschließen Sie aus der Textbeilage, welche Faktoren die Entwicklung einer Verliebtheit zu einer dauerhaften Beziehung begünstigen und welchen Einfluss die Hirnchemie auf die Partnerwahl hat.

Schreiben Sie zwischen 270 und 330 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Interview

Helen Fisher: Liebe ist mächtiger als der Sexualtrieb

Die renommierte US-Forscherin Helen Fisher untersuchte, wie das Gehirn auf Verliebtheit reagiert. Nun kann sie erklären, wie lange Romantik währt, warum Liebe eine Sucht ist und ziemlich mörderisch sein kann.

Interview: Elisabeth Schneyder

profil: *Was passiert im Gehirn, wenn wir uns verlieben?*

Fisher: Eine ganze Menge, wie Studien und Messungen von Gehirnaktivitäten belegen. Die Basis dazu lautet, vereinfacht ausgedrückt: Aktivität in einem winzigen Areal, das ventrales Tegmentum genannt wird und in dem das Belohnungssystem sitzt, sorgt dafür, dass Dopamin in viele andere Hirnregionen gesendet wird.

profil: *Wir sind somit der Hirnchemie ausgeliefert?*

Fisher: Dopamin ist ein mächtiges Stimulans. Es ist verbunden mit Begehren, Obsession, fokussiertem Wollen, Motivation und Euphorie. Und schon sehnen wir uns nach der betreffenden Person, können kaum an etwas anderes denken, warten sehnsüchtig auf einen Anruf. Alles, was mit dieser Person verbunden ist, wird bedeutsam und wichtig, zum Beispiel sogar dieses eine von vielen Autos auf einem Parkplatz, weil es dem Menschen gehört, mit dem man eine emotionale Bindung herbeisehnt.

profil: *Wie lang hält dieser Zustand an? Oder anders gesagt: Wie lange ist die Halbwertszeit von Liebe und Liebesbeziehung?*

Fisher: Dazu gibt es wenige fundierte Studien. Das können ein paar Monate genauso gut sein wie 20 Jahre. Die sogenannte Singles-in-America-Studie zum Beispiel ergab, dass es sich in der Regel um zwei bis fünf Jahre handelt.

profil: *Das klingt aber nicht sehr ermutigend.*

Fisher: Eine italienische Studie kam überhaupt nur auf etwa ein Jahr. Und viele Teenager haben natürlich bereits erlebt, dass es sich beim Verliebtheitsrausch auch einfach nur um ein paar Tage handeln kann.

profil: *Laut verbreiteter Ansicht ist dauerhafte romantische Liebe ohnehin nur ein Hirngespinnst. Sie haben dagegen neurologische Studien durchgeführt, deren Resultat darauf hindeutet, dass ein solches Phänomen doch existiert. Wie kommen Sie zu diesem Ergebnis?*

Fisher: Wir haben frisch Verliebten und glücklichen Langzeitpaaren Fotos der jeweiligen geliebten Partner vorgelegt, mittels Hirnscans die Gehirnaktivität

gemessen und verglichen. Dabei zeigten sich auffallend gleiche Aktivitätsmuster.

profil: *Es besteht kein Unterschied in der Hirnchemie Frisch- und Langzeit-Verliebter?*

Fisher: Einen kleinen Unterschied haben wir schon gefunden. Denn interessanterweise zeigt sich, dass bei frisch Verliebten Aufregung, Unruhe und Angst aktiviert sind, während bei glücklichen Langzeit-Liebten Hirnaktivität in Verbindung mit Ruhe und Wohlfühl messbar ist. Bei romantischer Liebe in späteren Phasen wiederum zeigt sich eine Beteiligung von opioid- und serotoninreichen neuronalen Regionen, die bei noch junger romantischer Liebe nicht gegeben ist. Diese Systeme haben die Kapazität, Aufregung und Schmerz zu beeinflussen, und sind übrigens auch zentraler Angriffspunkt für Therapien gegen Depression, Angst- oder Zwangsstörungen. Bei Langzeitverliebten ersetzt diese Ruhe die Aufregung der ersten Phase.

profil: *Können Sie mit den Mitteln Ihres Faches auch erklären, wie aus aufgeregter Verliebtheit eine erfüllende Langzeitliebe wird?*

Fisher: Forschungsergebnisse legen nahe, dass dauerhafte romantische Liebe mit ehelicher respektive partnerschaftlicher Zufriedenheit assoziiert ist. Unsere aktuelle Studie erweitert dieses Wissen: Verbunden mit Engagement, sexuellem Interesse und weniger Aufmerksamkeit für etwaige alternative Partner, kann romantische Liebe die Paarbindung durch ständige Belohnung fördern und festigen. Beziehungsarbeit ist also wichtig. Natürlich können auch starke, solide Liebesbeziehungen ihre Höhen und Tiefen haben, in denen der Funke des intensiven Gefühls nur noch latent vorhanden ist.

profil: *Sie haben einmal gesagt, dass wiederkehrende Trennungen und Affären die Liebe am Leben halten. Wie dürfen wir das verstehen?*

Fisher: Der Grund dafür ist, dass auf diese Weise das Verlangen wieder geschürt und um die Beziehung gekämpft wird. Denn was wir begehren, aber nicht haben können oder zu verlieren drohen, schürt das Verlangen. Von Beginn an einen Partner zu suchen, den man auf lange Sicht interessant findet, und sich um diese Beziehung zu bemühen, ist aber natürlich der sinnvollere, lebbarere Weg.

profil: *Was führt eigentlich dazu, dass wir uns in bestimmte Menschen verlieben, in andere aber nicht, obwohl sie einander in Bezug auf Bildung, Sozialstatus oder Aussehen gleichen?*

Fisher: Die Hirnchemie spielt dabei eine Rolle. Wir haben in Tests und Befragungen festgestellt, dass die Hormone Testosteron und Östrogen sowie die Botenstoffe Dopamin, Oxytocin

und Serotonin die Persönlichkeit beeinflussen, und daraus Grundtypen abgeleitet: testosterongesteuerte Direktoren, von Östrogen und Oxytocin gelenkte Vermittler, durch Dopamin beflügelte Entdecker und serotoningelenkte Baumeister.

profil: *So einfach ist das? Klingt ein wenig unromantisch.*

Fisher: Jede Paarung wird unterschiedliche Freuden und Probleme haben. Entdecker können gut mit Entdeckern, Baumeister gut mit ihresgleichen, auch Vermittler und Direktoren passen beispielsweise gut zusammen. Aber abenteuerlustige Entdecker und bodenständige Baumeister vertragen sich eher nicht.

profil: *Das erinnert mehr an Beziehungsberatung als an Wissenschaft.*

Fisher: Wir haben tatsächlich auch einen Test erstellt, der auf Basis dieser Erkenntnisse hilft, passende Partner zu finden. Die Ergebnisse sind sehr erfreulich. Natürlich existieren viele Mischtypen, und auch Kindheit und Erziehung spielen eine Rolle. Aber: Es gibt biologische Muster der menschlichen Persönlichkeit. Und es lohnt sich, diese zu kennen.

profil: *Lässt sich Liebe steuern?*

Fisher: Verliebte können nicht einfach aufhören zu lieben. Die Sucht lässt sich nicht steuern, Liebesentzug ist schrecklich und wie eine Abhängigkeit zu sehen. Verliebtheit wirkt wie eine Droge auf das Dopaminsystem. Romantische Liebe ist ungeheuer stark. Man kann das Gefühl nicht abstellen. Kaum jemand würde beispielsweise einen anderen töten, weil

dieser nicht mit ihm ins Bett will. Zurückgewiesene Liebe hingegen ist Grund für zahllose Tötungsdelikte. Auch nach Zurückweisung sind dieselben Gehirnregionen aktiv wie bei romantischer Liebe. Kurzum: die Hölle! Es wäre herrlich, wenn man dieser bewusst entfliehen könnte, aber es geht nicht.

profil: *Wie würden Sie Liebe eigentlich definieren?*

Fisher: Sie ist eher ein Trieb als eine Emotion. Romantische Liebe ist viel mächtiger als der Sexualtrieb. Sie beginnt damit, dass man einen anderen Menschen als einzigartig empfindet. Im Liebesrausch führt der kleinste Widerstand zur Verzweiflung. Körperliche Trennung oder soziale Barrieren steigern das Begehren. Viele sind bereit, ihre Gewohnheiten und Überzeugungen für diese eine spezielle Person über Bord zu werfen, sogar für diesen geliebten Menschen zu sterben. Diese Passion kommt aus primitiven Gehirnzentren für Wollen und Begehren. Sie ist ein Trieb – der Trieb, den großartigsten Lohn des Lebens zu erreichen: einen idealen Paarungsgefährten.

profil: *Also letztlich doch auf einen profanen Zweck gerichtet?*

Fisher: Der Kern der menschlichen romantischen Liebe ist die profunde Präferenz für ein spezielles Individuum. Sie ist weniger eine Emotion als ein Fortpflanzungstrieb. Eine Sucht. Eine wundervolle Sucht, wenn alles gut läuft. Aber eine entsetzliche, wenn sie nicht erwidert wird.

profil: *Was ist für Sie das Faszinierende an der Liebesforschung?*

Fisher: Seit Jahrhunderten wird sie besungen, beschrieben, wird

aus Liebe getanzt, getötet und gelitten. Wir haben in einer großen Studentenumfrage festgestellt: 90 Prozent der Befragten haben schon einmal jemanden abgewiesen, der sie wirklich geliebt hat, und ebenso sind 90 Prozent schon einmal von einem geliebten Menschen abgewiesen worden.

Also: Niemand bleibt verschont. Wie viele haben schon aus Liebe gelitten? Und wie viele tanzen in diesem Moment gerade aus Liebe vor Glück?

profil: *Bei all diesen Erkenntnissen: Haben Ihnen persönlich die vielen Jahre der Liebesforschung die Liebe verdorben?*

Fisher: Kaum. Auch wenn man genau weiß, was alles in einem Schokokuchen drinsteckt, greift man immer wieder zu und macht dieselben Fehler immer wieder. ■

Quelle: <http://www.profil.at/home/helen-fisher-liebe-sexualtrieb-356322> [04.11.2016].

INFOBOX

Dopamin, Serotonin, Oxytocin: biochemische Botenstoffe des Zentralnervensystems, die die Emotionen beeinflussen

Opioid: *hier* körpereigener Schmerzhemmer

Testosteron und Östrogen: männliches bzw. weibliches Sexualhormon

Thema 2: Leistungsgesellschaft

Aufgabe 1

Lob der Faulheit

Verfassen Sie eine Textanalyse.

Lesen Sie den Essay *Vorbildlich faul* von Gudrun Dorninger aus der Tageszeitung *Salzburger Nachrichten* vom 25. Oktober 2013 (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun die **Textanalyse** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Beschreiben Sie die beiden unterschiedlichen Lebensweisen, wie sie in der Textbeilage dargestellt werden.
- Untersuchen Sie den Aufbau und die sprachlichen Auffälligkeiten des Essays.
- Erschließen Sie mögliche Intentionen der Autorin.

Schreiben Sie zwischen 405 und 495 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Vorbildlich faul

Viele Menschen haben keine Ideen, setzen diese aber kraftvoll um. Da ist es doch besser, nichts zu tun.

Von Gudrun Dorninger

Die Faulheit ist in Verruf geraten. Wer was auf sich hält, der tut was. Termine wahrnehmen, Termine jonglieren, weil sie mit anderen Terminen kollidieren, Therapeuten treffen, um diese dann doch als unangenehm empfundene Anhäufung von Terminen zu besprechen, nur um gleich wieder einen neuen auszumachen – könnte ja sonst passieren, dass man plötzlich unvorteilhaft untätig herumsitzt. In so einem Fall könnte man aber immer noch Fotos von absolvierten Treffen, Festen oder Dates ins Internet stellen und damit supersofaaktiv sein. Wer nichts tut, gilt als langweilig, arbeitslos oder krank, aber mit Sicherheit als verdächtig. Und selbst im Krankheitsfall schleppen sich die ewig Eifrigen noch zumindest für ein paar Stunden mit roter Schnupfnase und fiebrigen Augen in die Arbeit, damit dann aber auch wirklich allen Kollegen klar ist: Die oder der ist entschuldigt und sollte nun wirklich einmal nichts tun. Wir sind ein rastloses Volk, tanzen im Takt unseres Terminplans, bis uns schwindlig wird und wir uns abseits des Geschehens hinsetzen müssen – aber nicht lang, bitte

schön, Sie wissen, die Pflicht ruft. „Der Mensch hat Selbstdisziplin gelernt und ist auch noch stolz drauf“, schreibt Thomas Hohensee in seinem Buch „Lob der Faulheit“. Wie ein innerer Diktator stehen wir mit dem Rohrstock hinter uns selbst und treiben uns zu Dingen an, in denen wir oft gar keinen Sinn sehen, geschweige denn, dass sie uns immer Spaß machen. Hohensee erinnert uns daran, dass die Befreiung von Arbeit ein Menschheitstraum war und freie Zeit ein hohes Gut. Dieser Gedanke scheint in Vergessenheit geraten, der Feierabend wird nur noch selten gefeiert. Und wehe, es heißt Urlaub abbauen – dann stöhnen manche, als sei dies Schwerstarbeit. Unsere Gesellschaft ist so sehr von Disziplin und Arbeitseifer überzeugt, dass sie Ausnahmen nur Kranken erlaubt. „Sie haben keine Ideen, setzen diese aber kraftvoll um“, beschreibt Hohensee das Ameisenvolk der Erwerbstätigen. „Sie arbeiten fleißig, aber planlos. Ihre Arbeit ist oft blinder Aktionismus.“ Zugegeben: Exemplare dieser Gattung wurden gesichtet. Aber was wäre die Alternative? Wir tun nur noch, was wir wollen! Wagen wir dieses Gedankenexperiment und stellen

uns eine solche Welt vor. Sie würde sich langsamer drehen. Die Menschen würden nicht mehr hetzen, sie würden flanieren. Na gut, ein paar würden immer noch rennen – das wären die Sportler, jene Spezies, die Lust am Leiden empfindet. Aber auch sie folgen damit dem Lustprinzip und tun, woran sie Freude haben. Lustvoll würden wir erleben, dass sich Zeit findet, um über unsere Ziele nachzudenken, um unsere Prioritäten zu ordnen und um mit Gedanken zu spielen. Unversehens würden wir wieder aktiv, nur in eine selbstbestimmte, gewollte Richtung. Huch! Wir wären motiviert. Der innere Diktator wäre besiegt, wir selbst würden unsere Tage gestalten. Wahrscheinlich wären wir gar nicht so faul. Unser Tun wäre nur nicht so anstrengend. Es ginge uns leicht von der Hand. „Positive Faulheit, das ist Improvisation“, erklärt Thomas Hohensee. „Während die Disziplinierten jedes Detail planen, erlauben die Faulen der Wirklichkeit, unregelmäßig zu sein. Sie stellen sich flexibel auf das Unvorhergesehene ein. Sie hassen die Norm (in die sie sowieso nicht passen), lieben den Zufall (was einem zufällt, muss man sich nicht erkämpfen) und nehmen Dinge so,

wie sie kommen.“ Sie gehen
den Weg des geringsten inne- 120
ren Widerstands. Mit Erfolg.
Auf „Wie geht’s?“ würden wir
nicht mehr mit „Geht schon.
Muss ja“ antworten. Vielleicht
würde die Kollegin mit der ro- 125
ten Brille von einem Picknick
auf einem Tretboot erzählen,
der Kollege, der immer sein
hochgekrempeltes Hosenbein
nach dem Radfahren vergisst, 130
davon, dass er jetzt endlich
einen Französischkurs begon-
nen hat, weil er im Sommer
durch die Provence radeln
will. „Bonjour“, ruft er des- 135
wegen in jedes Büro, wenn er
morgens hereinkommt. Viel-
leicht würden wir uns aber
auch gar nicht mehr so oft se-
hen, weil der Freiluft-Wadel- 140
Radler gekündigt hat und
lieber als Fahrradbote durchs
Leben fährt. Utopisch, mei-
nen Sie? Vielleicht. Vielleicht
ist es aber auch einen Versuch 145
wert, zumindest ab und zu
aus der Routine auszubrechen
und sich auf den Weg zu mehr
Wohlbefinden zu machen.
Oder sind Sie zu faul? ■ 150

Quelle: Salzburger Nachrichten, 25.10.2013.

Thema 2: Leistungsgesellschaft

Aufgabe 2

Burn-out bei Jugendlichen

Verfassen Sie eine Meinungsrede.

Situation: Sie haben die Aufgabe übernommen, am *Tag der Gesundheit* an Ihrer Schule eine Rede zum Thema *Burn-out bei Jugendlichen* vor Lehrenden und Eltern zu halten. Als Grundlage ziehen Sie ein Interview mit einem Jugendpsychiater aus der Wochenzeitung *Die Zeit* heran.

Lesen Sie das Interview „*Wer nichts leistet, hat verloren*“ mit Michael Schulte-Markwort aus der Online-Ausgabe der deutschen Wochenzeitung *Die Zeit* vom 3. April 2014 (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun die **Meinungsrede** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Geben Sie einleitend die wichtigsten Faktoren wieder, die bei Jugendlichen zu Burn-out/Erschöpfungsdepression führen können.
- Erläutern Sie geschlechtsspezifische Unterschiede bei Burn-out/Erschöpfungsdepression.
- Schlagen Sie Maßnahmen vor, mit denen man Belastungen für Schüler/innen verringern könnte. Beziehen Sie dabei verschiedene Perspektiven ein (z. B.: Betroffene, Eltern, Freunde, Schule).

Schreiben Sie zwischen 405 und 495 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Burn-out

„Wer nichts leistet, hat verloren“

Warum leiden schon Schüler an einem Burn-out? Ein Gespräch mit dem Jugendpsychiater Michael Schulte-Markwort

Von Madlen Ottenschläger

DIE ZEIT: Herr Professor Schulte-Markwort, wieso sind heute schon Jugendliche so ausgebrannt wie Manager?

Michael Schulte-Markwort: Schüler müssen heute ein unglaubliches Arbeitspensum bewältigen; 36 Stunden Schule sind normal, dazu kommen Hausaufgaben, Prüfungen, Referate. Viele kommen so auf 50 bis 60 Wochenstunden. Das eigentliche Problem ist aber der Leistungsdruck.

ZEIT: Die Schüler werden in Tiger-Mom-Manier von ihren Eltern angetrieben?

Schulte-Markwort: Nein. Es sind die Jugendlichen selbst, die sich unter Druck setzen. Da haben in den vergangenen Jahren unglaubliche Selbstdisziplinierungsprozesse stattgefunden. Die heutigen Jugendlichen wollen gut sein, ganz ohne Antrieb von außen. Oder eher: perfekt.

ZEIT: Warum?

Schulte-Markwort: Weil sie es nicht anders kennen. Wir leben in einer durchökonomisierten Gesellschaft. Wer nichts leistet, hat verloren, das lernen Kinder heute von klein auf. Als Jugendliche haben sie deshalb Angst, dass ihnen ohne gute Noten Arbeits- und Perspektivlosigkeit drohen.

[...]

ZEIT: Es sind also insbesondere Gymnasiasten, die unter einem Burn-out leiden?

Schulte-Markwort: Bei uns in Hamburg lautet die Antwort: Ja, zumindest kommen diese Jugendlichen mit ihren Eltern zu uns und suchen Hilfe. Eine aktuelle Studie zeigt aber: Fast 30 Prozent aller Schüler leiden unter Leistungsdruck, viele haben regelmäßig Kopfschmerzen oder andere Stresssymptome. Das betrifft alle Schularten.

ZEIT: Burn-out gilt manchen als Modediagnose ...

Schulte-Markwort: ... weshalb ich auch lieber von Erschöpfungsdepression spreche ...

ZEIT: ... und diese wird belächelt. Warum sprechen Sie nicht schlicht von Depressionen?

Schulte-Markwort: Manche meiner Kollegen machen das. Ich finde das falsch. Der Kontext und die Ursachen einer Erschöpfungsdepression sind andere als die einer „normalen“ Depression. Bei der Erschöpfungsdepression geht es um den inneren und verinnerlichten Leistungsanspruch.

[...]

ZEIT: Von wie vielen Betroffenen sprechen wir?

Schulte-Markwort: Die Bella-Studie, das ist eine repräsentative Studie, die das Robert-Koch-Institut gemeinsam mit Wissenschaftlern

des UKE durchführt, zeigt, dass etwas mehr als fünf Prozent der Jungen und Mädchen an Depressionen leiden, mehr als zehn Prozent unter Ängsten. Bei etwa 20 bis 30 Prozent dieser Betroffenen geht man von Erschöpfungsdepressionen aus. Das macht etwa eine Betroffene auf 60 Schüler. In jeder zweiten Klasse sitzt also ein Mädchen mit Erschöpfungsdepression.

ZEIT: Ein Mädchen?

Schulte-Markwort: Ja. Erschöpfungsdepressionen entwickeln fast nur Mädchen. Jungen reagieren eher offensiv-aggressiv, zumindest bislang. Denn seit Neuestem kommen – noch sehr vereinzelt, aber sie kommen – auch Jungen mit Erschöpfungssymptomen zu uns.

ZEIT: Wie erklären Sie sich das?

Schulte-Markwort: Diese Jungen erleben, dass die Mädchen an ihnen vorbeiziehen. Das ist auch der Tenor der gesellschaftlichen Diskussion: Die Jungs werden abgehängt. Also reagieren sie und hängen sich rein. Manche, bis nichts mehr geht.

ZEIT: Wie sieht dieses „bis nichts mehr geht“ aus?

Schulte-Markwort: Die typische Geschichte einer Erschöpfungsdepression sieht so aus: Ein Mädchen, 17 Jahre, kommt mit ihren Eltern zu uns. Sie hat massive

Schlafstörungen, auch tagsüber kommt sie nicht zur Ruhe. Sie hat Angst vor jeder Klausur, obwohl sie gut vorbereitet ist. Sie ist dünnhäutig, weint schnell und auch ohne Anlass, hat kaum noch Appetit. Sie sagt: „Ich bin nichts mehr wert“, und: „Ich kann nicht mehr.“

ZEIT: *Was machen Sie dann?*

Schulte-Markwort: Zunächst versuche ich, akut zu entlasten. In diesem Fall könnte das ein Schlafanstoßendes Antidepressivum sein, damit das Mädchen wieder ausgeruht aufwacht. Dann schaue ich gemeinsam mit dem Mädchen ihr Leben an und leite daraus Strategien ab. Ich frage: Wie viel Zeit verbringst du in der und für die Schule? Wie sieht der Lernstoff aus? Was ist dir außer der Schule wichtig? Gibt es ein Hobby, für das du dich begeistern kannst? Wie leben und arbeiten deine Eltern? Wer mit einer Erschöpfungsdepression behandelt wird, bei dem sollten auch das ganze Umfeld und die Familienmitglieder in den Blick genommen werden.

ZEIT: *Was können Eltern tun?*

Schulte-Markwort: Wenn Eltern merken, dass nichts mehr geht,

steuern sie oft dagegen, nach dem Motto: Lass doch mal fünf gerade sein. Das ist kontraproduktiv, die Jugendlichen fühlen sich in ihrer Not nicht ernst genommen. Zumal viele Eltern ja das Gegenteil vorleben: Sie geben selbst viel für ihren Job, wollen ebenfalls sehr gut sein.

ZEIT: *Wie geht es besser?*

Schulte-Markwort: Eltern sollten ihre Kinder ernst nehmen in dem Versuch, besonders gut zu sein. Sie könnten sagen: Ich verstehe, dass dir die Schule wichtig ist, und ich finde das auch einen guten Zug an dir. Aber lass uns überlegen, wie du deinen Ansprüchen gerecht wirst und dabei deinen Körper und deine Seele nicht übergehst. Das geht aber nur, wenn Eltern wissen, was ihre Kinder leisten. Ein „Das wird schon“ bringt dem Kind nichts, wenn es kein Land mehr sieht. Dann muss man gemeinsam überlegen, wie welche Aufgaben bewältigt werden können. Und meinem Kind Pausen und Entspannung zu verordnen gelingt natürlich auch besser, wenn ich dies auch selbst vorlebe. Das sind aber nur Mosaiksteine. Letztlich sind es das Schulsystem und die Gesellschaft, die sich

ändern müssten. Welcher Lernstoff ist tatsächlich für das heutige moderne Leben wichtig? Müssen Studiengänge wirklich beschränkt sein? Ich denke, wir brauchten eine neue Wertediskussion. Was macht einen Menschen wertvoll? Wenn er die perfekte Leistung bringt? Oder gibt es da vielleicht doch noch etwas anderes?

ZEIT: *Das Schulsystem können Einzelne nicht verändern. Die betroffenen Schüler müssen dorthin zurück. Gelingt es ihnen nach der Diagnose „Erschöpfungsdepression“, etwas an ihrem Verhalten zu ändern? Oder stehen die Jugendlichen ein Jahr später wieder bei Ihnen vor der Tür?*

Schulte-Markwort: Wenn sich die betroffenen Kinder und ihre Eltern auf eine Analyse ihres Lern- und Leistungsverhaltens einlassen, ist es in der Regel gut möglich, dieses Verhalten zu ändern. Manchmal stellt sich im Verlauf ein erhöhter Behandlungsbedarf heraus, aber auch dann ist die Prognose gut. ■

Quelle: <http://www.zeit.de/2014/14/schueler-burnout-jugendpsychiater/komplettansicht> [04.11.2016].

INFOBOX

Tiger-Mom: Mutter, die ihre Kinder zu Höchstleistungen antreibt

UKE: Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf

Thema 3: Erinnern

Aufgabe 1

Schreiben und Erinnern

Verfassen Sie eine Empfehlung.

Situation: Ihre Klassenvorständin/Ihr Klassenvorstand schlägt für den Beginn des letzten Schuljahres einen Schreib-Workshop vor. Der Workshop soll dem Konzept des autobiographischen Schreibens von Stefan Schwidder folgen. Die Idee: Erinnerungen an die zu Ende gehenden gemeinsamen Schuljahre könnten dabei in Form eines „Erinnerungsbuches“ festgehalten werden. Ihre Klassenvorständin/Ihr Klassenvorstand bittet Sie, eine Empfehlung für oder gegen die Durchführung des Workshops abzugeben. Als Entscheidungsgrundlage erhalten Sie einen Artikel des Schreibtrainers Stefan Schwidder.

Lesen Sie den Artikel *Von der Kunst, sich selbst zu erfinden* von Stefan Schwidder aus der Zeitschrift *Federwelt* vom Februar 2008 (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun die **Empfehlung** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Beschreiben Sie Methode und Ziele des autobiographischen Schreibens von Stefan Schwidder.
- Diskutieren Sie mögliche Vor- und Nachteile eines Workshops auf Basis dieses Konzepts am Beginn des letzten Schuljahres.
- Beurteilen Sie den Vorschlag, indem Sie sich ganz klar für oder gegen die Durchführung des Workshops aussprechen.

Schreiben Sie zwischen 540 und 660 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Die eigene Biographie schreiben

Von der Kunst, sich selbst zu erfinden

Von Stefan Schwidder

Der deutsche Dichter Friedrich Maximilian von Klinger hat einmal gesagt: „Ein jeder Mensch hat seine Geschichte, die es wert ist, gekannt zu sein.“ Dies ist eine der wichtigsten Überlegungen beim autobiographischen Schreiben – die nichts mit Egomane, Selbstüberschätzung oder Profilierungssucht zu tun hat, sondern mit dem ganz normalen Wunsch, das eigene Leben anzuschauen, „schöne“ Momente noch einmal zu erleben und aus „schlechten“ Erkenntnisse für Gegenwart und Zukunft zu gewinnen. Dabei spielt es keine Rolle, ob es sich um das ganze Leben handelt, das man betrachtet, oder nur um Ausschnitte wie Urlaubserinnerungen oder „Beziehungskisten“.

„Ist mein Leben überhaupt interessant genug, um aufgeschrieben zu werden?“ ist eine der am meisten gestellten Fragen von Menschen, die (ja immerhin freiwillig) in meinen Seminaren sitzen. Die eindeutige Antwort hier gleich am Anfang: Ja, schreiben Sie los – es ist wichtig, dass Sie Ihre Erinnerungen festhalten, nicht nur für Sie selbst, sondern auch für andere. Sie können, müssen aber nicht 80 Jahre oder älter sein, um die eigene Biographie zu verfassen. Entscheidend ist, dass Sie etwas wirklich sagen, erzählen, weitergeben möchten. Viele der vermeintlich „unscheinbaren“

Begebenheiten sind in Wirklichkeit spannendster Lesestoff. [...]

Haben Sie Mut zur Lücke

Autobiographisches Schreiben ist exemplarisches Schreiben. Versuchen Sie nicht, Ihr Leben lückenlos und in allen Einzelheiten aufzuschreiben, das geht schlicht und ergreifend nicht – und ist auch gar nicht Sinn der Sache. Schreiben Sie in sich abgeschlossene, kurze Geschichten auf, die sofort „da“ sind. Überlegen Sie nicht lange – schreiben Sie das auf, was Ihnen spontan einfällt. Wenn zehn oder fünfzehn solcher Geschichten entstanden sind, schauen Sie sie nach Gemeinsamkeiten durch. In einigen finden Sie vielleicht ein gemeinsames Thema: eine Person, einen Ort, gleiche Umstände, eine bestimmte Zeitspanne – schon mal ein gutes Zeichen, dass dieses Thema eines Ihrer „Lebens-Themen“ ist! Da können völlig unerwartete Varianten entstehen – von der Kochbiographie über „beseelte“ Länder bis hin zu den eigenen Haustieren habe ich schon alles als strukturgebendes Merkmal erlebt. [...]

Finden Sie Ihre eigene Sprache

Eine der grundlegendsten und wichtigsten Regeln für Ihr gesamtes autobiographisches Schreiben: Sie wollen IHR Leben erzählen, also wählen Sie auch Ihren ganz persönlichen, zu Ihren Erinnerungen und Ihrem Charakter

passenden Ton! Fragen Sie sich bei jedem Satz Ihrer Texte: Würde ich, wenn ich die Geschichte einem Freund oder einer Bekannten erzähle, wirklich solche Formulierungen wählen? [...] Stellen Sie sich beim Schreiben vor, dass Sie inmitten einer großen Schar neugieriger Zuhörer sitzen und aus Ihrem Leben all jene Geschichten berichten, die Ihnen in diesem Moment einfallen. Lassen Sie sich von Ihren eigenen Gedanken und Assoziationen führen und vertrauen Sie auf den Fluss Ihrer Sprache. Ein praktischer Tipp: Wenn Sie bereits die ersten Geschichten geschrieben haben, dann lassen Sie sich diese vorlesen. Falls gerade niemand da ist, der das übernehmen könnte, sprechen Sie sie auf eine normale Kassette. Hören Sie sich in beiden Fällen selbst zu und notieren Sie, was an dem Gehörten so klingt, als ob Sie es so normalerweise nicht gesprochen hätten. Sie entdecken Holperer und Wiederholungen. Durch das laute Vorlesen fühlt sich das Geschriebene darüber hinaus einfach besser an und bekommt eine neue, eigene Qualität. Wissen Sie, was Sie feststellen werden? Einfache, klare Sätze hören sich am besten an!

Bleiben Sie bei der Wahrheit

Wir denken normalerweise, dass eine „Autobiographie“ die Tatsachen wiedergibt – nach bestem Wissen und Gewissen. Und genau da liegt der Haken: Es gibt nichts

Subjektiveres als die eigene Erinnerung. Objektivität? Überall vielleicht, aber nicht in der Autobiographie. Das heißt konkret: Sie beschreiben Ihre ganz persönliche Sicht der Dinge. Machen Sie sich das klar! Wenn zehn Personen über ein und dasselbe Ereignis berichten, entstehen zehn verschiedene Geschichten. Natürlich haben alle den gleichen Inhalt und Hintergrund – die Bilder werden aber mehr oder minder verschieden sein. Sie selbst erfinden sich im Akt des Erinnerns immer wieder neu – aber seien Sie beruhigt: Die menschliche Psyche hat das Ganze so eingerichtet, dass wir es in der Regel gar nicht merken. Konkret: Schließen Sie mit sich selbst eine Vereinbarung. „Ich schreibe meine Geschichte ehrlich und genau so auf, wie ich sie erinnere.“ Ihre Verantwortung als Autor/in Ihres eigenen Lebens liegt darin, das Erinnerte so getreu wie möglich wiederzugeben, ohne bewusst zu verfälschen. Und machen Sie sich klar: So wie heute Ihre Erinnerung aussieht, wird sie in zehn oder zwanzig Jahren wahrscheinlich nicht aussehen. Genau wie das Leben ist die Erinnerung daran ein sich ständig wandelnder Prozess.

Werten Sie nicht

Die Autobiographie ist kein Ort für Rache oder Abrechnungen! [...] Das geht völlig am Sinn Ihrer Autobiographie vorbei: Sie wollen damit ja sich selbst zeigen und nicht andere verändern. Befreien Sie sich ganz von der Vorstellung, dass Ihre Sichtweise auch die der anderen ist. Ist sie nicht. Denken Sie an den Satz des französischen Philosophen und Schriftstellers Michel de Montaigne: „Ich belehre nicht, ich erzähle.“ Ein weiterer Begriff, der zu diesen Überlegungen passt, ist die fast schon antiquiert wirkende „Bescheidenheit“ – ich mag „Demut“ lieber: Wenn Sie etwas Großes erreicht oder geschafft haben, dann seien Sie zu Recht stolz darauf – aber stellen Sie es nicht andauernd in den Mittelpunkt Ihrer Autobiographie. Berichten Sie lieber, was genau geschehen ist, wie der Weg dorthin aussah (und der war bestimmt nicht durchgehend leicht und erfolgreich) und lassen Sie so anderen Menschen die Möglichkeit, Sie zu (er)kennen. Ohne dass Sie Worte wie „großartig“, „unvergleichbar“ oder „echt toll“ für sich und Ihre Leistung wählen,

können Sie trotzdem das Besondere herausheben, das Sie ausmacht. Und dann wirkt es umso beeindruckender. [...]

Tun Sie sich einen Gefallen

Bitte beherzigen: Wenn Sie mit dem autobiographischen Arbeiten beginnen, dann schreiben Sie zunächst jene Erinnerungen auf, an die Sie sich gerne erinnern. Das hat nichts mit Verdrängung zu tun (die anderen kommen ohnehin früh genug). Es gibt dafür zwei Gründe: Zum einen stehen Sie durch die positiven Erinnerungen auf einer sehr viel festeren Basis, von der aus Sie weiterschreiben und eben auch den schmerzhaften Erinnerungen begegnen können. Zum anderen fällt es uns naturgemäß sehr viel leichter, über angenehme Dinge zu schreiben. Wenn Sie also zu früh in die dunklen Seiten Ihres Lebens eintauchen, ist die Gefahr einer Schreibblockade nicht unwahrscheinlich. Und dann liegt der Trugschluss nah, dass Sie generell nicht schreiben können. Was aber gar nicht stimmt.

Die Zeit, um zu schreiben, ist JETZT. [...]

Quelle: Federwelt 2/2008, S. 34–37.

INFOBOX

Stefan Schwidder lebt und arbeitet in Hamburg als Autor und Dozent für Kreatives Schreiben.

Thema 3: Erinnern

Aufgabe 2

Erinnerungskultur

Verfassen Sie eine Zusammenfassung.

Situation: An Ihrer Schule findet ein Projekt zum Thema *Erinnerung* statt, für das eine schulinterne Projektwebsite erstellt wird. Sie fassen dafür die Aussagen der Historikerin Heidemarie Uhl aus einem Interview zusammen.

Lesen Sie das Interview *Eine Kultur der Erinnerung in und für die heutige Gesellschaft* mit Heidemarie Uhl aus der Broschüre *Kultur der Erinnerung – Culture of Remembrance* aus dem Jahr 2010 (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun die **Zusammenfassung** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Geben Sie wieder, wie sich die Kultur der Erinnerung an den „Zivilisationsbruch Auschwitz“ seit den 1980er Jahren entwickelt hat.
- Beschreiben Sie die in der Textbeilage dargestellte Problematik der „conflicting memories“.
- Erschließen Sie aus der Textbeilage Merkmale, Formen und Funktionen des „negativen Gedenkens“.

Schreiben Sie zwischen 270 und 330 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Eine Kultur der Erinnerung in und für die heutige Gesellschaft

Im Gespräch mit
Mag. Dr. Heidemarie Uhl

Jan Assmann sprach davon, dass eine Gesellschaft erst in ihrem Gedächtnis sichtbar wird. Anders gesagt, zeichnet jede Gesellschaft ein Bild von sich und zeigt, worauf sie hinauswill, durch die Vergangenheit, die sie in ihrem Gedächtnis aufscheinen lässt. Wie lässt sich die offizielle Erinnerungskultur Österreichs (anhand von Beispielen) beschreiben?

Die neue Bedeutung von Gedächtnis, von der Jan Assmann 1988 in seinem Text über „Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität“ spricht, ist selbst Ausdruck eines gesellschaftlichen Interesses, das sich Ende der 1980er Jahre in Europa (und darüber hinaus) durchsetzt. Das, was diese „generation of memory“ (Jay Winter) antreibt, ist die Erkenntnis, dass der „Zivilisationsbruch Auschwitz“, jenes unfassbare Verbrechen, für das Holocaust/Shoah nur unzureichende Begriffe sein können, in der Erinnerungskultur bislang kaum gewürdigt wurde. Vor dem Hintergrund der Involvierung der eigenen Gesellschaft in den Holocaust wird nun die nachholende Erinnerung an die Opfer der Verfolgung zum Motor von Projekten, sowohl von Seiten des offiziellen Österreich als auch von lokalen zivilgesellschaftlichen

Initiativen. Das Holocaust-Denkmal am Wiener Judenplatz (2000) wurde zum Symbol für eine neue Haltung der Republik Österreich, aber auch in vielen Städten und Dörfern wurden Zeichen der Erinnerung an alle bislang wenig gewürdigten Opfer des Nationalsozialismus errichtet – JüdInnen, Roma und Sinti, Opfer der Euthanasie, Homosexuelle. Die Errichtung von Denkmälern, politische Erklärungen, Maßnahmen zur materiellen Restitution, die Bestimmung des 5. Mai – des Tages der Befreiung des KZ Mauthausen – zum nationalen Gedenktag und andere Initiativen machen sichtbar, dass auf der Ebene des offiziellen Österreich der Mythos vom unschuldigen „ersten Opfer“ durch die Anerkennung der Mitverantwortung an den Verbrechen des Nationalsozialismus abgelöst wurde.

Sie haben einmal Tony Judt zitiert, der vom „Zerbrechen der Nachkriegsmythen“ sprach. In den 1980er Jahren verlor die „Opferthese“ Österreichs ihre Gültigkeit. Hat sich hier nun rund 65 Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs ein „negatives Gedächtnis“, die Erinnerung an begangene und nicht an erlittene Taten, durchgesetzt?

Gedächtnis ist nie homogen, sondern ein umkämpftes Feld –

gerade wenn es sich um die traumatische Erinnerung an ein Menschheitsverbrechen handelt, in das die Generation der eigenen Eltern, Großeltern oder Urgroßeltern verstrickt war. Österreich hat sich seit den 1980er Jahren durchaus im Gleichklang mit dem europäischen Mainstream entwickelt: Zum einen ist auch hier der Holocaust in das Zentrum der Erinnerungskultur gerückt, zum anderen richtet sich die Frage nach Schuld und Verantwortung nicht mehr vorrangig an die Nation, sondern an die Gesellschaft. Denn im Hinblick auf seine staatliche Souveränität kann Österreich durchaus als Opfer der aggressiven Außenpolitik NS-Deutschlands gelten. Blickt man hingegen auf die Gesellschaft, so waren die ÖsterreicherInnen 1938–1945 genuiner Teil der nationalsozialistischen Tätergesellschaft – und diese Gesellschaft ist 1945 natürlich nicht verschwunden, sondern weist bei allen Zäsuren naturgemäß auch Kontinuitäten auf. Das „negative Gedenken“ (Volkhard Knigge) wird damit zur Aufforderung für gegenwärtiges Handeln: für das Engagement gegen Vorurteile, Rassismus, Antisemitismus.

Seit rund 10 Jahren wird von der Europäischen Union eine aktive Erinnerungspolitik betrieben, denn gegen Ende der 1990er Jahre

wurden erstmals EU-Förderungen für Erinnerungsarbeit vergeben. Wie ist dieser Zeitpunkt aus Ihrer Sicht zu bewerten?

Auf die Phase des Zerbrechens der „Nachkriegsmythen“ (Tony Judt) und der Konflikte um die neue Interpretation der Vergangenheit in den 1980er Jahren folgte die Durchsetzung des Holocaust-Gedächtnisses als gemeinsamer Bezugspunkt einer transnationalen europäischen Erinnerungskultur in den 1990er Jahren. EuropäerIn sein, europäisch handeln definiert sich nun auch durch die Anerkennung des „Zivilisationsbruchs Auschwitz“ als des negativen Bezugspunkts der europäischen Geschichte, als radikalster Antithese zu jenen Werten, die das Projekt Europa begründen. [...]

Ursprünglich konzentrierten sich die EU-Förderungen auf die Zeit der 1933–1945er Jahre. Das Förderprogramm „Europa für Bürgerinnen und Bürger“ (2007–2013) inkludiert nun zusätzlich das Gedenken an die Opfer des Stalinismus. Wie kann vermieden werden, dass die europäische Erinnerungskultur von zwei Erinnerungskulturen, zwei „conflicting memories“, auseinandergerissen wird?

Diese subkutanen „competing memories“ haben 2009 ihre kulturelle Formung erhalten: Nachdem der 27. Jänner 1945, der Tag der Befreiung des Vernichtungslagers Auschwitz-Birkenau, im Jahr 2005 zum europäischen Gedenktag und von der UN zum Internationalen Holocaust-Gedenktag

bestimmt wurde, hat das Europäische Parlament im Frühjahr 2009 den 23. August 1939, den Jahrestag des Hitler-Stalin-Paktes, als Gedenktag für die Opfer des Totalitarismus proklamiert. Die mit den Initiativen für diesen Gedenktag verbundene Intention, Nationalsozialismus und Kommunismus gleichzusetzen, ist allerdings nicht konsensfähig: Überlebende des Holocaust haben dagegen entschieden protestiert, HistorikerInnen sprechen von einem unzulässigen Umschreiben der Geschichte. [...]

Erinnerungsaktivitäten gestalten sich sehr vielfältig. Es gibt punktuelle Aktionen genauso wie langfristige, kontinuierlich arbeitende Initiativen. Welche Möglichkeiten der Erinnerung stehen uns offen, welche Formen werden heute angewendet und welche halten Sie für sinnvoll?

Jede Generation muss ihren Zugang zur Vergangenheit neu definieren – insofern ist es auch die Aufgabe jeder Generation, ihren Erinnerungsbedürfnissen, Geschichtsvorstellungen und Haltungen Ausdruck zu verleihen. Die Medien des kulturellen Gedächtnisses – Denkmäler, Museen, Ausstellungen etc. – leisten genau das: eine Gesellschaft durch ihren Vergangenheitsbezug sichtbar werden zu lassen und die Weitergabe an kommende Generationen zu sichern. Die Tradierung von Gedächtnis ist allerdings ein komplexer Prozess: Geschichtsvorstellungen können, wie etwa der Zerfall der Nachkriegsmythen

gezeigt hat, verworfen werden, historische Bezugspunkte können verblässen und ihre Relevanz verlieren. Lebendige Erinnerung kann so in das „Speichergedächtnis“ (Aleida Assmann) absinken oder aber als „Zeitinsel“ (Jan Assmann) über Jahrhunderte, wenn nicht Jahrtausende ihre Wirkung entfalten, wie das Beispiel der Religionen zeigt. Ungeachtet aller Versuche, Gedächtnis in materiellen Zeichen festzuschreiben: Die Zukunft der Erinnerung ist immer ungewiss. Maurice Halbwachs hat das „kollektive Gedächtnis“ bereits 1925 durch sein Veränderungspotential definiert: Nur das bleibt von der Vergangenheit, was „die Gesellschaft in jeder Epoche mit ihrem gegenwärtigen Bezugsrahmen rekonstruieren kann“.

Rassismus, Intoleranz und Diskriminierung auf unterschiedlichsten Ebenen begegnen uns beinahe tagtäglich. Welche Funktion kann die Erinnerung an den Holocaust und Nationalsozialismus für unser heutiges Zusammenleben übernehmen?

Die KZ-Gedenkstätte Mauthausen wurde vor einigen Jahren von einem österreichischen Innenminister als „Schutzimpfung gegen Rechtsextremismus“ bezeichnet. Es ist zu bezweifeln, ob der Besuch einer Gedenkstätte ausreicht, um gegen Rassismus zu immunisieren. Das Lernen über den Holocaust kann aber für den Wert der Bürger- und Menschenrechte, auf denen auch die Europäische Union beruht, sensibilisieren.

Der „Zivilisationsbruch Auschwitz“ konfrontiert uns mit dem „worst case“ dessen, wohin sich – auch und gerade – eine moderne, demokratische Gesellschaft entwickeln kann. Diese Verunsicherung über die Grundlagen unserer eigenen Gesellschaft ist wohl

die entscheidende Lehre aus der Geschichte des Holocaust – und damit die Mahnung zur Wachsamkeit und Handlungsbereitschaft gegen Rassismus und die Verletzung von Menschenrechten. ■

Mag. Dr. Heidemarie Uhl, Historikerin der Zeitgeschichte mit Forschungsschwerpunkt auf u. a. Gedächtnisforschung und Umgang mit NS-Vergangenheit

Quelle: Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur (Hrsg.) (2010). *Kultur der Erinnerung – Culture of Remembrance*. Wien. S. 16–23.

INFOBOX

Restitution: *hier* Rückvergütung bzw. Rückgabe von Vermögenswerten, die während der Herrschaft des Nationalsozialismus enteignet und geraubt wurden, an die rechtmäßigen Eigentümer/innen

Zäsur: *hier* Einschnitt, Bruch

Hitler-Stalin-Pakt: 1939 unterzeichneter Nichtangriffspakt zwischen dem Deutschen Reich und der Sowjetunion, der den Überfall Deutschlands auf Polen absicherte. In einem geheimen Zusatzprotokoll teilten Hitler und Stalin Ostmitteleuropa unter sich auf.

subkutan: unter der Haut liegend, *hier* unter der Oberfläche